Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 17 (1913)
Heft: [5]

Artikel: Im Schneegestöber über den Atlas
Autor: Specker, Alfred
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-587570

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

errichten, wie gerade Hugo Siegwart, der Schwinger. So reifte in dem Schweizer sein kommendes großes Werk „Schwingplatz" heran, das im Modell vollendet ist und das hoffentlich bald einen würdigen Platz in der Schweiz findet.

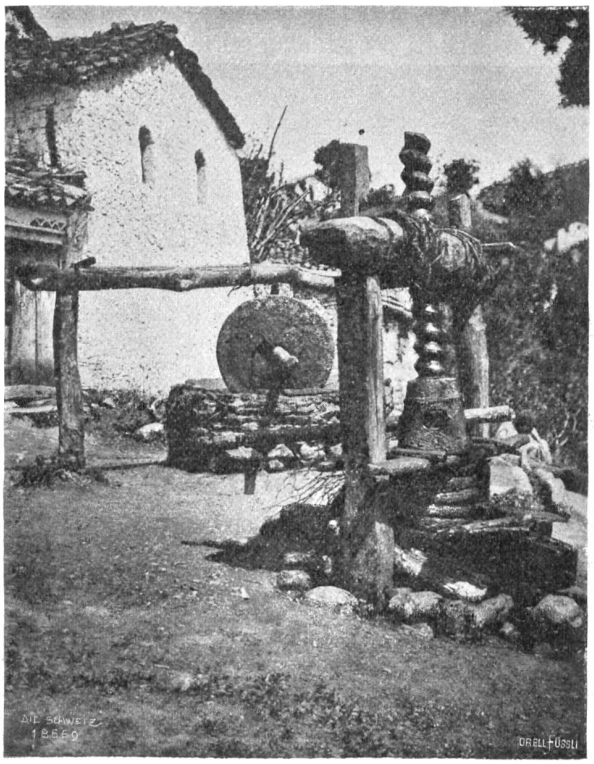
Der architektonische Aufbau des zwanzig Meter breiten Monumentes ist in griechischem Stil gehalten und soll in Granit ausgeführt werden. In der Mitte des Schwingkreises erhebt sich auf granitenem Sockel ein kämpfendes Schwingerpaar in Bronze, zu dem zwei Gruppen von je vier Schwingern, auf halbkreisförmiger Rampe gelagert, hinüber- und aufschauen. Diese Zuschauer sollen in farbigem Marmor gehauen werden. Als Hintergrund ist ein Wald mit vorgelagerter Böschung gedacht, die erlaubt, die Rückseite der acht Zuschauerfiguren ebenso bequem aus der Nähe zu beschauen, wie dies vom Schwingplatz aus in der Front möglich ist. Es ist heute schon eine Freude, am Entwurf und an dem im Entstehen begriffenen Modell der ersten großen Zuschauerfigur sich das Werk zu vergegenwärtigen, aufgestellt im Angesicht unserer Berge, bestrahlt von der Alpensonne, in deren Licht diese Aelpler-Kerngestalten zu solcher Kraft und Schönheit herangediehen sind.

H. A. Tanner, München.

Im Schneegestöber über den Atlas*).

Mit sieben Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Ernst Müller, Zürich.

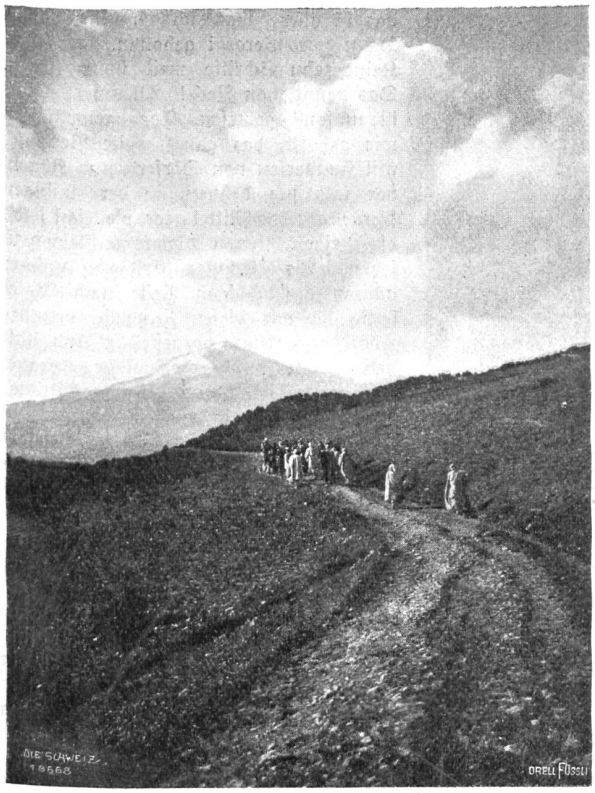
„Maillot!" tönt es über den Perron einer ostalgerischen Eisenbahnstation auf der Linie Constantine-Algier. „Alles aussteigen!" ruft unser Reiseführer, Herr Dr. Brockmann. Wir ergreifen unsere schweren Rucksäcke, und schon stehen wir draußen bei einem kleinen Leiterwägelein. „Sturmkolonne aufsitzen!" Unser zwölf nehmen Abschied von den übrigen Reisegefährten, Herren und Damen währschaften Kalibers, die per Wagen, Reitesel und zu Fuß den Tirourdapaß zu bezwingen gedenken, während uns die Aufgabe zugewiesen ist, die Lella Kredidja, den 2308 Meter hohen Gipfel der Djurdjurakette im Tellatlas zu traversieren. Eine dritte Abteilung unserer Expedition hat sich schon vorher in Tazmalt abgetrennt; ihre Route ist ebenfalls der Tirourdapaß. In Michelet wollen wir uns in zwei Tagen wieder vereinigen. Unsere Reiseleitung hat so auf geschickte Weise die Schwierigkeiten, die sich der Einquartierung im Lande der Kabylen entgegenstellen, überwunden. So fahren unser zwölf denn frohgemut auf dem Wägelchen durch den stillen Abend, dem Dorf Maillot zu. Es sind meist jüngere, sportfreudige Herren; aber auch zwei Damen haben sich uns als „Küchenmannschaft" angeschlossen. Maillot liegt wie alle Dörfer des Landes auf einem Hügelzug, unter mächtigen Oelbäumen mit knorrigen Aesten verborgen. Nur mühsam gewinnt unser Gefährt, nachdem es das breite Tal des Ouled Zaiane durchquert, die plötzlich aus der Ebene aufsteigende Höhe. Wir haben längst den Wagen verlassen und auf Abkürzungen das Dorf erreicht. Dort nehmen wir unsere Rucksäcke wieder in Empfang und machen uns auf den Weg nach dem Försterhaus von Tala Rana, unserem voraussichtlichen Nachtquartier. Unser Reiseführer hat in Maillot einen Schutzbrief der französischen Regierung vorzufinden gehofft, der uns in dem unwirtlichen Lande die Türen öffnen würde. Umsonst, kein Brief ist angekommen. Auch gut; dann probieren wir unser Glück ohne den Schutz der Trikolore. Es ist ein entzückendes Gefühl, in einem wildfremden Lande — die nötigsten Lebensmittel im heimatlichen Rucksack sorgfältig verpackt — den Abenteuern entgegenzumarschieren. So ziehen wir kräftig aus. Eine Schar Kabylen hat sich uns angeschlossen; ein einheimischer Flurwächter zeigt uns den Weg. Welchen Gegensatz bilden diese hohen Gestalten in zerlumptem Burnus und schmutzigem Turban zu uns Europäern in Bergmontur, der nichts fehlt als Gletscherbrille, Seil und Pickel! Mit Verwunderung blicken unsere Begleiter auf die schweren Rucksäcke, die wir nach den jeweiligen Marschpausen fröhlich auf den Rücken schwingen. Nicht um viel Geld würden sie einen tragen; dafür hat man doch Maulesel. Wie kann ein Mensch sich so zum Lasttier herabwürdigen?



Im Schneegestöber über den Atlas Abb. 1. Oelpresse in der Kabylie.

Es läßt sich herrlich steigen in der warmen Abendluft unter den rundlichen Schirmen der Aleppopinien und den breiten silbernen Dächern uralter Oelbäume! Weithin erglänzt das frische saftige Grün der Feigenkulturen und verbirgt die Armut des Landes. Je höher wir kommen, umso häufiger schreiten wir im grünlichen Halbdunkel riesiger Steineichen. Fruchtbar scheint das Land, und doch sind die Bewohner so arm, daß sie ihr Mehl aus den Nüssen dieser Eichen zubereiten. Aber diese armen Kabylen gehören zu den intelligentesten und tapfersten Völkern Nordafrikas. Lange haben sie sich in ihren festungsähnlichen Dörfern, die rings auf allen Hügeln im Strahl der Abendsonne erglänzen, gegen die Franzosen gewehrt, nachdem sie sich unter sich selbst zerfleischt. Wir marschieren durch mehrere dieser Dörfer. Ihr Wahrzeichen ist stets eine einfache Moschee mit weißem, viereckigem Turm. Vor jeder Ansiedelung steht — ein Zeichen eminenter bäuerlicher Kultur — eine hölzerne Oelpresse, das Eigentum der Gemeinde (s. Abb. 1). Hier werden die Oliven ausgepreßt und dann einfach auf Haufen geschüttet, wo sie verwesen. Die Siedelungen der Kabylen werden durch niedere Mauern abgeschlossen; die einstöckigen, aus losen Steinen aufgeführten Häuschen sind mit runden Ziegeln gedeckt. Obwohl mich die Kabylen abhalten wollen, betrete ich einen der kleinen Höfe, um einen Blick ins Innere zu erhaschen. Dicker Unrat lagert rings umher; ein altes Weib grinst mir freundlich entgegen. Durch eine dünne

*) Bei Anlaß einer pflanzengeographischen Exkursion nach Algier, Ostern 1912, unter Leitung der Herren Dr. Heinr. Brockmann und Dr. Albert Thellung, Privatdozenten an der Universität Zürich.



Im Schneegestöber über den Atlas Abb. 2. Auf dem Marsch nach Tala Rana; im Hintergrund die Lella Kredidja (2308 m).

Spalte sehe ich in eine Hütte: ein dunkles Loch zum Schlafen, sonst nichts. Unsere Kabylen aber rollen die Augen; ich ziehe mich zurück. Die Mohamedaner sind in gewissen Dingen sehr empfindlich! Man sagt, es fließe noch römisches Blut in den Stämmen dieses Landes, und einige von uns wollen denn auch unter den Männern römische Typen herausfinden. Auch die Landschaft erinnert mächtig an Italien, wie wir allmählich auf die Höhe gelangen und hinunterblicken in das weite Flußtal, das hügelige Land mit den weichen rundlichen Formen der Pinien und Oelbäume, den weißen Gehöften, die allmählich in bläuliche Schleier tauchen. Ich gedenke eines wundervollen Abends in Fiesole: in der Tiefe das breite fruchtbare Arnotal und ringsum die grünen toskanischen Hügel mit Landhäusern und Dörfern. Es fehlen nur die schwarzen schlanken Zypressen. Die Nacht bricht herein. Unsere Begleiter haben uns schon eine geraume Zeit verlassen. Wir langen auf einer Höhe von etwa 1000 Metern vor einer kleinen Hütte an, die von hohen Mauern umgeben ist, einer wirklichen Festung. Das ist das Försterhaus von Tala Rana.

Wird man uns beherbergen? Das ist die bange Frage. Unsere Vorhut hat bereits die Verhandlungen mit dem Förster eröffnet; dieser, ein jüngerer Mann, heißt uns freundlich willkommen. Er ist Franzose und erst seit zwei Monaten in der verlassenen Gegend. Mit ihm teilt sein Frauchen, eine Elsässerin, das Leben in der oft gefahrvollen Einsamkeit. Durch einen kleinen Hof, in dem ein Brunnen lustig plätschert, betreten wir das Haus, das vier Zimmer und eine große Küche enthält. Wir lassen uns in einem mäßig großen Raum, in dem ein Tisch, ein paar Stühle und ein Bett sich befinden, häuslich nieder. Das Hüttenleben beginnt. Kochgeschirre werden ausgepackt, mächtige Holzscheiter singen und leuchten bald im Kamin. Suppe, Konserven und Tee bilden unser Abendessen. Unsere Damen bewähren sich als Köchinnen aufs beste. Wir sind in froher Stimmung, und bald entspinnt sich zwischen uns und unserm liebenswürdigen Gastgeber eine rege Unterhaltung. Es interessiert uns, Näheres über seinen Dienst in dieser Einöde zu hören. Bereitwillig gibt er uns die nötigen Aufschlüsse. Die französische Regierung unterhält in den Bergen der Kabylie eine Anzahl solcher Forsthäuser. Die Förster sind meist ehemalige Unteroffiziere der französischen Armee, die sich durch die angenehme Aussicht auf eine frühe, keineswegs magere Pension haben verlocken lassen, einige Jahre auf dem nicht ungefährlichen, entbehrungsreichen Posten unter Halbwilden auszuharren. Sie sorgen vor allem für die Erhaltung des Waldbestandes in den Bergen, der früher infolge unvernünftiger Abholzung ernstlich bedroht war. „Alle die kahlen Rücken, die Sie morgen emporsteigen," erzählt der Förster, „waren einst mit herrlichen Steineichen bewaldet!" Wir erkundigen uns nach den Gefahren, die den Förstern drohen. „Räuberische Ueberfälle auf den einsamen Wanderungen oder zu Hause sind nicht selten," sagt er einfach; „heimkehrende Förster haben schon hie und da ihr Haus aufgebrochen und geplündert angetroffen und die Frau wohl gar erschlagen oder mit gebundenen Armen und verstopftem Munde in der Küche liegend. Daher begreifen Sie nun wohl auch die dicken hohen Mauern, die festen Schlösser und Riegel," fügt er lächelnd hinzu. Wir aber mustern mit Hochachtung das zarte Weib des Försters, die ihrem Manne mutig auf seinen gefährlichen Posten gefolgt ist. Weniger verlockend als unser Souper gestaltet sich indessen das Nachtlager. Während sich unsere Köchinnen den Luxus einer Bettstelle mit Untermatratze gestatten und eine Anzahl Kameraden wenigstens auf Obermatratzen gemütlich sich strecken, füllen unser wenige auf dem Estrich ein paar Säcke mit kurzgeschnittenem Stroh, um sie auf dem kühlen Steinboden eines andern „Fremdenzimmers" auszuleeren. Einige Emballagesäcke darüber, den Rucksack ans Kopfende, die Pelerine um den Leib, ein Feuer ins Kamin: auch das Lager der „Jüngsten" ist bereit. Für Atlasbesteiger gerade recht. So froren wir denn dem Morgen entgegen, und wenig hätte gefehlt, so wären wir im dichten Rauch unseres Kaminfeuers erstickt...

Um vier Uhr war Tagwache, und bis halb sechs Uhr dauerte das Frühstück. Am Abend zuvor wunderbarer Sternen-

Im Schneegestöber über den Atlas Abb. 3. Rast unter der tausendjährigen Zeder.

Im Schneegestöber über den Atlas Abb. 4. Eine Schule in Aïn-Zada.

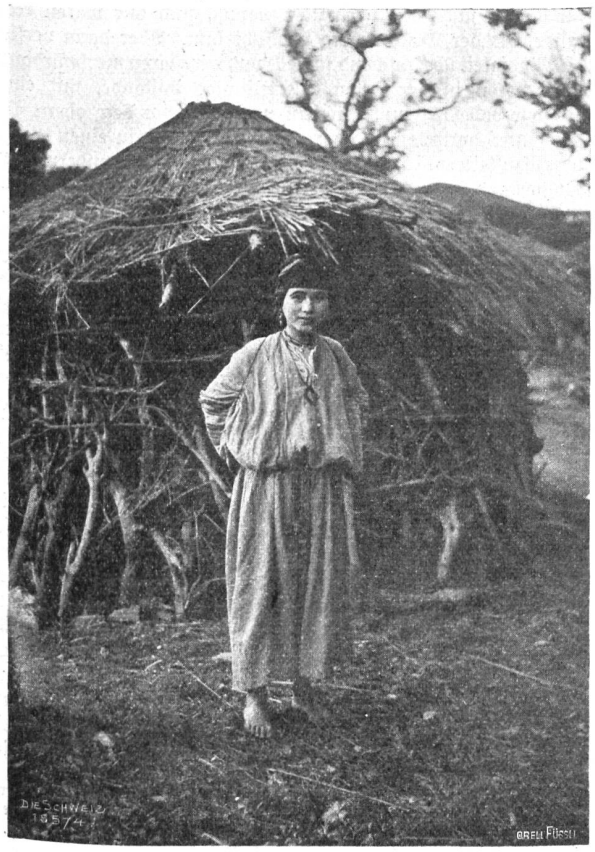
himmel und jetzt grauschwarze Wolken. Die Bergtour war verpfuscht; aber über den Berg mußten wir gleichwohl, und zwar ohne Säumen. Durch lichte Steineichenwälder wandernd, gewannen wir langsam die Höhe. Ein feiner Regen setzte ein, als wir in die Region der kahlen Weiden gelangten. Die Zedern waren die einzigen Bäume, denen wir auf der Höhe von 1500 Metern noch begegneten. Aber das waren nicht die stolzen Zedern des Libanon, aus denen König Salomo einst den Tempel zu Jerusalem gebaut; nur verkrüppelte Zwerge standen sie frierend in der trostlosen Einsamkeit; alle streckten ihre magern Arme in derselben Richtung, in der Windrichtung. „Entzückende Windformen!" jauchzten unsere Botaniker beim Anblick der fast horizontalen Stämme, die auf der den Stürmen ausgesetzten Seite der Rinde fast völlig beraubt waren. Der Regen war unterdessen in Schnee übergegangen. Dichte Nebelschwaden umhüllten den nahen Gipfel. Unter einer wohl tausendjährigen Zeder, der einzigen, die sich in die Höhe von etwa 2000 Metern gewagt, holten wir Atem (s. Abb. 3), um dann in raschem Aufstiege die Höhe zu erklimmen. Keine vier Meter weit reichte mehr der Blick; eng aufgeschlossen arbeitete sich unsere Schar durchs dichte Schneegestöber. Plötzlich hält der vorderste an, die andern auch. Ein paar dachlose, zerfallene runde Schutzhütten tauchen auf. Auf einem Steine stehen mit roter Farbe gemalt englische Namen und eine Jahrzahl. Das ist also der Gipfel der Lella Kredidja (s. Abb. 2). Wir sind angelangt. Kein Jodler ertönt, kein frohes Gelächter. Niemand empfindet eine wirkliche Freude, den höchsten Punkt der Djurdjurakette bezwungen zu haben. Ein eisiger Wind bläst über die schmale Crête hin; wir sind fast steif vor Frost. Ein jeder sucht eine geschützte Stelle hinter einer der Hütten oder im Innern einer solchen. Im Innern! Wie kann man bei einem Steinhaufen, auf dem ein paar lose dünne Scheiter liegen, gerade recht, um den Kopf anzustoßen, von einem Innenraum reden? Dichte Schneeflocken wirbeln unablässig, durchnässen die Kleider und dringen selbst in den geöffneten Rucksack ein. Denn trotz allem, trotz Frost und Wind und Schneeschauer muß gefrühstückt sein. Mitleidig beschaue ich mein Dutzend Orangen, die ich von Biskra mitgeführt habe. Durst? Nein, bewahre, das kennt man nicht im Atlas. Und dann, wie sollte man eine schälen können mit erstarrten Fingern? Ein Stück Brot, etwas Schokolade, das ist alles, was ich hinunterzwänge. Dann wird Bergrat gehalten. Was tun? Keine zehn Schritte weit ist zu sehen. Das nennt man Pech! All unsere Mühe ist umsonst gewesen. Tags zuvor hatten wir gehofft, das ganze weite Bergland mit Hunderten von Dörfern und Hügeln vor uns sich dehnen, in der dunstigen Ferne gar das Mittelmeer, vielleicht selbst die weißen Zinnen Algiers aufsteigen zu sehen. Als schönstes Erlebnis unserer ganzen dreiwöchigen Reise nach Algier hatte ich mir diesen Rundblick von der Höhe des Atlas vorgestellt. Und statt dessen eine undurchdringliche, graue, nasse, kalte Mauer und die bange Frage: Wie kommen wir wieder hinunter zu Menschen und Hütten? Wohin in diesem Nebel? Doch unsere allzeit schneidige Leitung läßt den ängstlichen Seelen nicht lange Zeit zum Grübeln. „Auf!" heißt es nach einer etwa viertelstündigen Rast. „Gottlob!" denkt ein jeder, wie er den Schnee von der Pelerine und dem Hute schüttelt und den nassen Rucksack ergreift. Aber wohin? Ringsum sind steile Abstürze. „Ueber den Grat!" ist die lakonische Antwort. Ja, bei gutem Wetter wäre eine Kletterei eine willkommene Abwechslung im Reiseprogramm gewesen, selbst für diejenigen ohne Stock und genagelte Schuhe; denn der Fels ist gut. Jedoch diesen Verhältnissen ist unsere Ausrüstung nicht gewachsen. Unverdrossen rutschen wir trotzdem talwärts, sorgfältig die steilen Bänder vermeidend. Aber die Füße gehorchen nicht; die

Im Schneegestöber über den Atlas Abb. 5.
Der Musterschüler von Aïn-Zada.

Brillen schwitzen, unser Grat wird verteufelt schmal und steil. Weiter gehen wäre tollkühn. Wir kehren auf den Gipfel zurück. Oben angekommen, halten wir aufs neue Bergrat. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als mit gewaltigem Zeitverlust den Berg zu umgehen ... Und es ging! Ungeachtet des eisigen weißen Gestöbers lenkten wir unsere Schritte wieder talwärts, wo wir aufgestiegen waren. Nur mit Mühe gelang es uns, die Richtung innezuhalten. Erleichtert atmeten wir auf, als wir die „tausendjährige Zeder" (Abb. 3) wieder fanden. Auf schmalen Wegen, die sonst nur die Schafe betreten, umgingen wir zahlreiche Bergschründe. Weit und breit war kein lebendes Wesen zu sehen. Doch einmal, ein paar Hundert Meter vor uns, weidete ein Hirt seine Schafe; aber kaum hatten uns die Tiere erblickt, begann eine wilde Jagd. Hirt und Herde flohen. Endlich gelangten wir auf einen Fahrweg, der auf den Detailkarten noch nicht verzeichnet war. Um 9½ Uhr waren wir auf dem Gipfel gewesen; um ein Uhr erreichten wir die mit Freuden begrüßte Straße. Zwar sanken wir bei jedem Schritt bis an die Knöchel in Wasser und Kot ein; doch in Afrika ist man nicht heikel. Auch hatten Schnee und Regen nachgelassen; unsere Kleider trockneten allmählich. Wir stapften mit Galgenhumor die endlose Straße dahin, bis wir schließlich den Paß erreichten, wo unsere wirkliche Route mit der beabsichtigten zusammentraf. Die Nebel waren gewichen. Mit weißem Haupte grüßte unser Gipfel herüber, auf dem wir fünf Stunden zuvor gestanden. Doch noch lieber schauten wir hinein ins neue Land, das auf dem Paß sich auftat. Ein Hügelland wie unsere Ostschweiz, in den Tiefen Wasserläufe, auf den feigenbestandenen Höhen wiederum langgedehnte weiße Dörfer. Fern am Horizont ein paar helle Punkte, das war Michelet, das Stelldichein der drei Abteilungen, das wir morgen erreichen sollten.

Heute galt es, in einem der Dörfer Quartier zu erhalten. Das war mit Schwierigkeiten verbunden; denn ein Mohamedaner durfte uns der Landessitte gemäß nicht aufnehmen,

Im Schneegestöber über den Atlas Abb. 7. Kabylische Frauen und Kinder.



Im Schneegestöber über den Atlas Abb. 6. Eine kabylische Schönheit.

und Christen finden sich wenige in dieser Gegend. Schon im ersten Dorfe, das wir antrafen, klopften wir an die Pforte des Schulhauses. Aber der freundliche Lehrer, ein Kabyle, wies uns weiter nach Aïn-Zada, wo eine Oberschule und ein französischer Lehrer sich befänden. So zogen wir denn gegen Abend von Dorf zu Dorf, schon ordentlich müde. Die Sonne lachte, und es schien uns, als hätte es acht Stunden zuvor unmöglich schneien können. In den Dörfern wimmelte es von Kindern. Das muß ein fruchtbares Volk sein! Die Knirpse im groben Burnus mit dem durchlöcherten Fez gaben uns jeweilen das Geleite bis zum Ende des Dorfes. Die Mädchen waren viel scheuer und guckten verstohlen zwischen Mauerrissen hervor. Es hatte reizende kaffeebraune Gesichtchen darunter. Die Frauen trugen schweren Schmuck. Ein Bild ist mir vor allem noch gegenwärtig. In der Nähe einer Niederlassung trafen wir auf ein Dutzend Frauen, Mädchen und Kinder; alle trugen schwere Steine auf dem Haupte. Ob sie wohl aus einem Steinbruch herkamen und Gemeindefron leisteten? Die Züge verrieten ein frühes Alter und strenge Arbeit. Lumpen umhüllten die kleinen Gestalten; aber an den Armen und Knöchelchen klirrten kostbare Spangen und Ringe; um den Hals hingen schwere silberne Ketten; die Enden der Schale wurden von kunstvollen Broschen zusammengehalten. Vergoldete Armut! Endlich Aïn-Zada. Die Schule lag außerhalb des Dorfes in einem großen Garten (s. Abb. 4). Der französische Lehrer, ein jüngerer Mann, kam uns bis an die Gartenpforte entgegen und hieß uns willkommen. Aufs bereitwilligste stellte er uns die Schule als Nachtlager zur Verfügung. Schnell wurden die Bänke in eine Ecke gestellt; unser Wirt brachte Matratzen und Wein und entzündete ein Feuer im Ofen. Reinigungsarbeiten und Abendessen gingen Hand in Hand. Wie eine afrikanische Schule aussieht? Sie gleicht ganz einer französischen Volksschule: die selben Tabellen und Bilder an den Wänden, auf dem Pulte die gleichen Bücher. Unser Lehrer ist eine ziemlich verschlossene Natur. Wieso ist er in

diese Einsamkeit gekommen, der etwa dreißigjährige Junggeselle? Musik und Jagd sind sein Zeitvertreib; auch den Bergsport betreibt er, zusammen mit einem zweiten einsiedlerischen Kollegen der Gegend. Er bewohnt mit dem Unterlehrer, einem Kabylen, gemeinsam das einstöckige Wohnhaus neben der Schule. Der Garten sieht ordentlich verwildert aus. Aber einen guten Wein führt der Lehrer, allen Respekt. Der machte uns wieder munter. Zwar hatten wir wenig Lust nach weitern Unternehmungen und legten uns früh nieder. Wir lagen diesmal auf Matratzen; das war wieder ein Fortschritt gegenüber der vorigen Nacht. Kein Wunder, daß wir famos geschlafen hätten, wenn nicht mitten in der Nacht die Pflanzenpresse eines eifrigen Botanikers in Brand geraten wäre und den ganzen Raum mit dickem Rauch erfüllt hätte. Aber Freund K. mit seiner südafrikanischen Riesenlunge löschte den Brand heldenmütig...

Als wir am Morgen vor die Tür traten, standen schon die Schüler draußen, ein halbes Hundert zehn- bis zwölfjähriger Bürschchen in Fez und weitem Mantel. „Einfach göttlich" fanden sie unsere Damen und verteilten unter sie unsere sämtlichen Speisevorräte, die süße Schokolade nicht ausgenommen. Aber keiner der Knirpse aß viel davon; all diese unerwarteten Leckerbissen wanderten zum größten Teil in die Kapuzen. Dann, als wir die Schule wieder geräumt hatten und uns zum Abschied bereit machten, sangen uns die Knaben noch ein paar französische Lieder. Melancholisch kamen die fremden Laute von den Lippen, die eine andere Sprache gewohnt sind; ein Hundert fragender, dunkler Augen ruhte auf uns sonderbaren Menschen, die die köstlichsten Dinge nur so wegschenken können und dennoch auf dem harten Boden ihres Schulhauses übernachten. Drüben aber über der verschneiten Lella Kredidja leuchtete die Morgensonne und verhieß uns einen herrlichen Wandertag. Es galt, unsere Kameraden in Michelet einzuholen, die uns nach dem gestrigen Tag wohl mit einigem Bangen erwarteten. Dankbaren Herzens drückten wir unserem Wirt die Hand und schritten talwärts...

Alfred Specker, Zürich.

Der «Traubenberg».

Nachdruck verboten.

Eine Kindheitserinnerung von Thekla von Muralt-Ulrich, Wallisellen*).

Mit Abbildung.

Der Traubenberg war ein altes Bauern- oder besser Rebengut in Zollikon, das einem Vetter meines Vaters gehörte. Dieser Vetter Meyer stammte aus einer alten angesehenen Zürcher Burgersfamilie und war somit eigentlich ein Herr. Herrenmäßig war auch das große stattliche Haus, doch nur so, wie früher die Zürcher Herren überhaupt waren, nämlich unter großer äußerer Einfachheit die innere Gediegenheit streng verbergend. Und es war viel Gediegenheit da. Wer jetzt am „Traubenberg" vorbeigeht, ahnt wohl kaum, wie vornehm seine Geschichte ist. Er war einst das Landhaus der Zürcher Burgermeister Escher, von denen der jetzige Besitzer abstammt. Ein Zürcher Burgermeister im achtzehnten Jahrhundert aber war ein kleiner Fürst und sein Haus eine Residenz. Wenn so ein Gnädiger Herr, vor dem alles in Hochachtung erstarb, im Frühling mit seiner Familie in sein Landgut einzog, so mochte das Dorf lebendig werden, wie etwa heute in deutschen Landen die Sommerresidenz irgend eines Prinzen. Es gab auch prachtliebende Herren, deren Aufwand von dem eines jetzigen Prinzen nur in der Art, nicht in der Ueppigkeit verschieden war. Von den Traubenberger Bürgermeistern wird allerdings nichts dergleichen erzählt; sie sollen durch soliden Lebenswandel und gute Wirtschaft Vorbilder gewesen sein. Aber ihre Vornehmheit trug sich eben doch aufs Haus über und ist bis heute darin geblieben. Von den Herren Escher, wie, wenn ich nicht irre, auch von andern regierenden Herren, die ihre Landgüter in Goldbach oder Küsnacht hatten, wird erzählt, daß sie ihre Laubengänge an der Landstraße benutzten, um im Auf- und Abgehen in aller Väterlichkeit die Sorgen der Landleute zu belauschen und so für die Amtsführung manches zu lernen.

Heute nun gibt es keine Bürgermeister mehr, und der Traubenberg war schon in meiner Kindheit der ständige Wohnsitz des Besitzers, der ganz Landwirt war. Das Haus kehrte wie andere auch nur die schmale Giebelseite dem See und den über ihn hinbrausenden Weststürmen zu und verbarg Hof und Garten hinter einer Mauer und einem hohen festen Tor. Die Straße trennte Haus und See, und jenseits lag nur das Badhäuschen, von zwei prachtvollen Kastanienbäumen beschützt, der Landungssteg und die Haab für das Segelboot. Schon in recht früher Kindheit war es für mich der Traum der Träume, wenn wir in den Traubenberg gehen durften. Es geschah nicht allzu oft; das viele Ausfliegen war nicht Mode. Oft war auch den Erwachsenen der Weg zu weit, oder die Ausgabe für die Dampfschiffahrt wurde — was für jene einfache Zeit ganz natürlich war — unnötig gefunden. Wenn aber die Reise einmal zur Tatsache wurde, so war es ein Ereignis, das alles andere in den Schatten stellte. Ich erinnere mich aus jener frühesten Zeit allerdings an nichts als an ein Staunen über See, Bäume, Garten und Reben und daß die freundliche Hausfrau einmal bewundernd mein Sonntagskleidchen befühlte, was ich aber als sehr unangenehm empfand.

Als wir Schulkinder waren, wurden meine Schwester und ich verschiedene Male über den Sonntag in den Traubenberg eingeladen. Dann zogen wir am Samstagnachmittag möglichst früh los, natürlich zu Fuß. Der Weg wurde uns allerdings ziemlich lang; denn das Spazierengehen an und für sich bietet für Kinder nicht den geringsten Genuß, und wir waren recht müde, bis der Traubenberg in Sicht kam. Aber dann verflog die Müdigkeit überraschend schnell, und wir waren merkwürdigerweise schon in der ersten Viertelstunde imstande, mit einer Schürze voll Obst zum Bächlein zu laufen, das den obern Teil des Gutes durchfloß und dort zum stillen Fraß in einen Baum hinaufzuklettern. Der Traubenberg besaß den wundervollsten Obstbestand, irgendwo fand man immer etwas zu essen, und wenn es nur die säuerlichen roten „Tierli" waren. Es gab aber meist Besseres, und man hatte die Auswahl zwischen dem Bessern und Besten, für ein Stadtkind aus jener patriarchalisch strengen Zeit etwas so Märchenhaftes, daß, wenn ich das Paradies der ersten Menschen malen wollte wie Hans Thoma, ich die Einzelheiten dazu ohne Besinnen aus meiner Traubenberg-Erinnerung nehmen würde. Uebrigens fanden auch große Leute die Produkte des Gutes verlockend. Es wurden eben von allen Pflaumen, Aepfeln, Birnen, Trauben, Pfirsichen ꝛc. die schönsten Sorten gezogen. Oder eigentlich konnte man das nicht ein Ziehen nennen, sondern eher ein Schaffen; denn es war die Liebe dabei, die ein Künstler seinem Werk zuwendet. Am deutlichsten sehe ich in dieser künstlerischen Tätigkeit das Tuli vor mir. Das Tuli war die Schwester des Hausherrn, eine alte Jungfer — von den Kindern Tuli, eigentlich Tantuli, genannt — mit einem ungeheuern Kropf und einem ebenso großen warmen Tantenherzen. Dieses Tuli hatte vor allem die ausgereiften Früchte zu verteilen und zu verwerten, und wenn ich später einen Maler mit seinen Bildern schalten sah — freiwillig davon verschenken im Bewußtsein, sie aus seiner Kraft heraus siebenfach ersetzen zu können und doch mit einem Gesicht, als verschenkte er Sterne — so war das im Wesen nichts anderes, als was Tuli tat. Das gute, unscheinbare Wesen wuchs für mich

*) Zu ihrer anmutigen Plauderei wurde die Verfasserin angeregt durch unsere Kunstbeilage „Trubeberg" nach dem Gemälde von Ernst Schweizer im letzten Jahrgang unserer „Schweiz" zw. S. 294 u. 295. A. d. R.